

# Kapitel I Einleitung

## 1.1 Gegenstand und Zielsetzung der Arbeit

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der synchronen Variation der Syntax der alten indogermanischen (idg.) Sprachen und mit dem diachronen Wandel der Syntax des Urindogermanischen (uridg.). Diese Themen müssen notwendigerweise zusammen betrachtet werden, wenn man davon ausgeht, dass, obwohl nicht jede Variation zu Wandel führt, jeder Wandel das Ergebnis einer Variation zwischen konkurrierenden Strukturen in der Synchronie ist. Eine solche Untersuchung setzt daher auch die Diskussion einiger Probleme der syntaktischen Rekonstruktion sowie der Mechanismen voraus, die dem syntaktischen Wandel zugrunde liegen.

Es ist anerkannt, dass die Indogermanistik der Syntax weniger Aufmerksamkeit geschenkt hat als der Phonologie und der Morphologie, obwohl sie der Syntaxforschung bedeutsame Beiträge geliefert hat. Die ihr zustehende Wichtigkeit erhält die Syntax erstmals mit Chomsky und mit dem Generativismus, und so ist seit der zweiten Hälfte des 20. Jh. eine Blüte neuer syntaktischer Studien zu verzeichnen, auch in anderen theoretischen Rahmen wie dem Funktionalismus und der Typologie (§§ 1.2, 1.3). Auch auf die alten idg. Sprachen können diese modernen Ansätze fruchtbar angewendet werden, indem nun Generalisierungen für die Mannigfaltigkeit der Daten zur Verfügung stehen, die in den traditionellen Grammatiken gesammelt und beschrieben wurden, jedoch oft unerklärt blieben. Außerdem können durch den Vergleich mit nicht-idg. Sprachen Parallelen für Strukturen identifiziert und einbezogen werden, die bislang als grammatische Idiosynkrasien oder als *flores rhetoricae* bewertet wurden.

Allerdings widersetzen sich die Texte der alten idg. Sprachen einigen Annahmen der modernen syntaktischen Ansätze: so können die von Greenberg (1966) identifizierten Korrelationen der Wortfolge nicht vollumfänglich auf die alten idg. Sprachen angewendet werden, ganz im Gegensatz zur Meinung von W. Lehmann (1974), und auch die Hypothese vom Urindogermanischen als einer konsistenten SOV-Sprache wurde bereits angefochten (vgl. Friedrich 1975; Watkins 1976; Clackson 2007: 165ff; Fortson 2010: 154ff). Die idg. Sprachen, die eine so lange Überlieferung haben und die am häufigsten beschriebenen Sprachen der Welt sind, können somit Beweise oder Widerlegungen der Konzepte der synchronen Linguistik liefern. Wenn ein postuliertes allgemeines Prinzip in den alten idg. Sprachen nicht funktioniert, sollte es verfeinert und auf

bessere empirische Grundlagen gestellt werden. Ein Ziel der vorliegenden Arbeit ist es zu zeigen, wie ein gegenseitiger Austausch zwischen Indogermanistik und allgemeiner Sprachwissenschaft aussehen könnte (§ 1.4).

## 1.2 Verschiedene Ansätze zur Syntax

### 1.2.1 Syntax bei den Junggrammatikern und den Strukturalisten

Die Tatsache, dass der Syntax in der Indogermanistik weniger Gewicht verliehen wurde als anderen grammatischen Bereichen, ist schon daraus ersichtlich, dass viele traditionelle Grammatiken der alten idg. Sprachen nur Lautlehre, Formenlehre und Wortbildung – ohne Syntax – einschließen. Trotzdem sind der Syntax der alten idg. Sprachen auch wichtige Arbeiten gewidmet worden, zuvorderst von Berthold Delbrück, der mit seinen fünf Büchern *Syntaktischer Forschungen* (1871; 1877; 1878; 1879; 1888) und seiner dreibändigen *Vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen* (1893; 1897; 1900) als „Vater der indogermanischen Syntax“ anzusehen ist (vgl. Crespo & García Ramon 1997). Weitere wertvolle Werke von Junggrammatikern und Strukturalisten zur Syntax – in einem allgemeineren Kontext – sind: *Die Syntax des einfachen Satzes im Indogermanischen* von Brugmann (1925), die *Vorlesungen über Syntax* von Wackernagel (1926-1928), die zwei letzten Bände der *Indogermanischen Grammatik* von Hirt (1921–1937, Bd. VI, VII) und – mit Fokus auf spezifische Sprachen – der syntaktische Teil der *Deutschen Grammatik* von Grimm (1870–1898), die *Syntax in der Vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen* von Miklosich (Bd. IV, 1874), die *Sanskrit Syntax* (1886) und die *Vedische und Sanskrit-Syntax* (1896) von Speyer, die *Syntax und syntaktische Stilistik der Griechischen Grammatik* von Schwyzer (1950) und die *Lateinische Syntax und Stilistik* von Hofmann und Szantyr (1965).

Junggrammatiker und Strukturalisten haben nicht nur zur Datensammlung und syntaktischen Beschreibung beigetragen, sondern auch zur Formulierung einiger Prinzipien, die die synchrone Darstellung der syntaktischen Einheiten und ihren Wandel in der Diachronie erklären können und die die Ursprünge der im 20. Jh. entwickelten syntaktischen Theorien sind. In der Synchronie verstanden die Kenner der alten idg. Sprachen, dass es neben dem von F. De Saussure (1916) postulierten Leitgedanken der Arbitrarität des Zeichens auch ikonische Aspekte der Sprache gibt. Die Ikonizität deutet die Tatsache an, dass es eine gewisse Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Ausdruck und Inhalt gibt. Von Peirce werden mehrere Formen von Ikonizität identifiziert (vgl. Hartshorne & Weiss 1931–1958). Die Ikonizität kommt nicht nur in einzelnen Ausdruck-Inhalt-Paaren vor, sondern auch in der Beziehung verschiedener Ausdrücke untereinander in Bezug auf verschiedene Inhalte nach der „diagrammatischen Ikonizität“.

So ist die Abfolge der Lat. Verben *veni vidi vici* diagrammatisch ikonisch mit der Abfolge der entsprechenden Ereignisse (vgl. Haiman 1985a; 1985b; Pusch 2001). Während Arbitrarität im Lexikon überwiegt, hat Ikonizität eine besondere Beziehung zur Syntax, in der die Bedeutung des ganzen Satzes meistens kompositionell dargestellt ist.

Die Ikonizität tritt in den frühen Phasen einer Struktur oder eines Sprachwandels klarer hervor als in den späteren. De Saussure (1916) bemerkte, dass die Wörter mit der Zeit immer arbiträrer werden, sodass ein fast onomatopoetisches Nomen wie Lat. *pipio-onis* „Piepvogel, Täubchen“ im Französischen zu *pigeon* wird, wo die ursprüngliche Motivation weniger ersichtlich ist. Die diachrone Tendenz von ikonischen zu arbiträren Formen kann konsequent mit dem Prinzip der „Grammatikalisierung“ (*grammaticalisation*) von Meillet (1912) in Verbindung gebracht werden, wonach autonome, lexikalische Wörter, die ursprünglich eine konkrete Bedeutung haben, später eine abstraktere Funktion entwickeln und zu grammatischen Wörtern werden (vgl. auch Kuryłowicz 1965; zu früheren Hinweisen auf den Wandel von konkreten zu abstrakten Wörtern vgl. Hagège 1993: 170; Heine 2003a: 575–576). Ursprünglich wurde das Konzept der Grammatikalisierung entwickelt, um die Entstehung neuer Formen zu beschreiben, und deshalb betraf sie am Anfang mehr die Morphologie bzw. Wortbildung als die Syntax: nach Meillet werden neue Wörter entweder durch Analogie oder durch Grammatikalisierung gebildet. Aber er zeigte auch Fälle von Grammatikalisierung, bei denen ganze Konstruktionen einbezogen werden, z. B. Verben, die ursprünglich „fangen“ oder „fassen“ bedeuteten, dann Besitz ausdrückten und schließlich als Auxiliärverben in analytischen Präteritalformen benutzt wurden. Denn *de facto* betrifft die Grammatikalisierung eher Wörter in einem bestimmten Kontext als einzelne Lexeme (Traugott 2003).

*Lato sensu* bezeichnet man als Grammatikalisierung die Festsetzung eines ursprünglich freien Phänomens, z. B. einer Wortfolge oder einer Satzverbindung. Indem die Bedeutung eines Wortes dazu neigt, mit der Zeit zu verblassen und genereller zu werden, kann das Wort in mehr Kontexten vorkommen. Am Ende verliert es seine syntaktische Unabhängigkeit und erfordert die Hinzufügung weiterer Begleitwörter. Nach Ch. Lehmann (1985) besitzt Grammatikalisierung die folgenden strukturellen Merkmale: 1) *paradigmatization*, d. h. die Tendenz grammatikalisierter Formen innerhalb eines Paradigmas angeordnet zu werden; 2) *obligatorification*, d. h. der zunehmend feste Gebrauch ursprünglich optionaler Formen; 3) *condensation*, d. h. die Kürzung einer Form; 4) *coalescence*, d. h. die Fusion naheliegender Formen; 5) *fixation*, d. h. die Festsetzung einer linearen Anordnung. Obwohl nicht alle möglichen Merkmale der Grammatikalisierung zusammen auftreten müssen, scheint das semantische Verblassen der primäre Faktor zu sein, der phonetische, morphosyn-

taktische sowie pragmatische Effekte hat und oft als Metapher oder Metonymie interpretiert werden kann (vgl. Heine 2003a: 583). Grammatikalisierung wird heute als mächtiger Mechanismus des morphosyntaktischen Wandels anerkannt und hat eine reiche Tradition von Studien hervorgebracht (Givón 1971; Ch. Lehmann 1982; 2002; Heine et al. 1991; Hopper & Traugott 1993; Fischer et al. 2000; Heine & Kuteva 2002; Bybee 2003; Stathi et al. 2010). Sie schließt nicht nur eine zunehmende Zahl von Phänomenen ein, von der Morphologie über die Syntax bis zur Pragmatik (vgl. Bisang et al. 2004), sondern bezeichnet auch den theoretischen Rahmen, der solche Phänomene zu erklären vermag,<sup>1</sup> und der sich als besonders nützlich für das Anliegen dieser Studie erweist, wie wir in Kapitel VI sehen werden.

### 1.2.2 Syntax im Generativismus<sup>2</sup>

Das Interesse des Generativismus an der Syntax besteht darin, dass diese Disziplin mit ihrer Fähigkeit, durch die Rekursivität immer neue Sätze zu bilden, am meisten die Kreativität der Sprache zeigt und deshalb Zugang zum menschlichen Geist erlaubt. Von den zwei grundlegenden Funktionen der Sprache, d.h. Gedanken ausdrücken und kommunizieren, ist die erstere nach Chomsky die wichtigste, besonders wenn man sie als Spiegelung der inneren Welt versteht (*language is a mirror of the mind*, vgl. Chomsky 1968; 2002: 76–77). Ein Beweis dieser angeborenen kognitiven

---

<sup>1</sup> „Grammaticalization’ as a term has two meanings. As a term referring to a framework within which to account for language phenomena, it refers to that part of the study of language which focuses on how grammatical forms and constructions arise, how they are used, and how they shape the language. [...] The term ‚grammaticalization’ also refers to the actual phenomena of language that the framework of grammaticalization seeks to address, most especially the processes whereby items become more grammatical through time.“ (Hopper & Traugott 1993: 1–2)

<sup>2</sup> In diesem Abschnitt beschränken wir uns – in vereinfachter Weise – auf diejenigen Annahmen des Generativismus, die trotz seiner theoretischen Veränderungen von der früheren Transformationsgrammatik bis zu den neueren Modellen des Minimalismus grundsätzlich beibehalten werden. Gleichfalls werden wir im folgenden Abschnitt § 1.2.3 Herangehensweisen behandeln, die den verschiedenen Forschungstraditionen des Funktionalismus und der Typologie gemeinsam sind. Für einen ausführlichen Vergleich zwischen unterschiedlichen formalistischen und funktionalistischen Perspektiven auf den morphosyntaktischen Wandel, vgl. Fischer (2007). Wenn zudem eine Annahme in einer Forschungstradition mehrmals gebraucht wird, werden wir hier wie in § 1.2.3 ihren frühesten Formulierungen mehr Aufmerksamkeit widmen, wenn die neueren etwas Relevantes zu unserer Argumentation nicht beitragen. Aktuellere Literaturangaben werden wir in § 1.3 vermitteln, wo der syntaktische Wandel und die syntaktische Rekonstruktion behandelt werden, wie auch in den nächsten Kapiteln in Bezug auf spezifische syntaktische Phänomene.

Fähigkeiten sei der Spracherwerb, wobei Kinder nach dem Prinzip der *poverty of stimulus* viel mehr Strukturen bilden können, als sie in ihrer begrenzten Umgebung gehört haben.

Außerdem sei die dem Menschen angeborne Prägung der Syntax durch die „Kompetenz“ (*competence*) sichtbar, die unbewusste Kenntnis der Sprache, nach der ein Muttersprachler Formen bilden, aussprechen und interpretieren sowie grammatische von ungrammatischen Strukturen unterscheiden kann. Eine solche angeborne Kenntnis müssen die Grammatiken beschreiben. Die Kompetenz wird der „Performanz“ (*performance*) entgegengestellt, die den praktischen Gebrauch der Sprache betrifft. Die Termini „grammatisch“ und „Grammatikalität“ (*grammatical, grammaticality*) werden von Chomsky bloß syntaktisch gemeint, d. h. als wohlgeformt und Wohlgeformtheit, unabhängig von Sinn oder Häufigkeit. Die Tatsache, dass Chomskys Satz *Colorless green ideas sleep furiously* weder sinnvoll noch häufig gebraucht und trotzdem von jedem Englisch-Muttersprachler als wohlgeformter Satz erkannt wird, bestätigt, dass das „Urteil“ (*judgment*) des Muttersprachlers über die Wohlgeformtheit eines Satzes auf einer spontanen syntaktischen Kenntnis beruht. Dadurch unterscheidet sich die Grammatikalität vom Begriff der „Akzeptabilität“ (*acceptability*), die auch von semantischen oder pragmatischen Gründen bestimmt sein kann und deswegen im Rahmen der Performanz zu verstehen ist. Da Bedeutung und Häufigkeit einer Struktur nicht verantwortlich sind für ihre Grammatikalität, ist die Syntax nach Chomsky unabhängig von Semantik und Pragmatik zu berücksichtigen und als autonom anzusehen.<sup>3</sup>

Wegen der Autonomie der Syntax sollte der Linguist sein Feld auf eine homogene Sprachgesellschaft beschränken, mit einem idealen Sprecher und einem idealen Hörer, ohne Berücksichtigung von Flüchtigkeitsfehlern und dialektalen Varianten. Einerseits stimmt diese Einschränkung mit jener wissenschaftlichen Methode überein, nach der z. B. ein Physiker alle möglichen Störfaktoren bei der Erforschung eines Phänomens ausschließt. Andererseits wird die Analyse einer homogenen Sprachgesellschaft von der Hypothese des Innatismus beeinflusst: wenn eine sprachliche Eigenschaft den Menschen angeboren ist, nimmt man an, dass sie immer gleich bleibt, sodass es entbehrlich ist, sie in vielen verschiedenen Sprachen zu untersuchen.

---

<sup>3</sup> „Despite the undeniable interest and importance of semantic and statistical studies of language, they appear to have no direct relevance to the problem of determining or characterizing the set of grammatical utterances. I think that we are forced to conclude that grammar is autonomous and independent of meaning, and that probabilistic models give no particular insight into some of the basic problems of syntactic structure.“ (Chomsky 1957: 17)

Deswegen soll die Untersuchung der Syntax einer Sprache nach Chomsky die Synchronie der Diachronie vorziehen, in der Annahme, dass der Sprecher keinen Zugang zu vorigen Phasen eines Phänomens hat. Wenn Variation in der Synchronie selbst vorkommt, soll sich der Linguist auf die „Kern-Syntax“ (*core syntax*) beschränken, d. h. nur diejenigen Phänomene anschauen, die regelmäßig und produktiv sind. Wenn man die Wortfolge des Adjektivs in Bezug auf das Nomen im Englischen bestimmen will, soll er nur die AN Strukturen berücksichtigen, und nicht Strukturen wie *court martial, attorney general, president elect, heir apparent, notary public, body politic*, da sie markierte Ausdrücke der Bürokratie, Verwaltung, Richtersprache oder Kanzlersprache sind und deshalb die Peripherie des Phänomens darstellen.

Für eine solche synchrone Analyse benutzen die Generativisten die introspektiven Beurteilungen des Muttersprachlers und die „Erhebung“ (*elicitation*) der Daten, wodurch sie Zugang zur *1-language* (*internalized language*) erlangen können. Es ist zwar nur ein indirekter Zugang, aber nach Chomsky ist er jedenfalls zu bevorzugen gegenüber Informationen, die von der Analyse eines Korpus von Texten oder Gesprächen angeboten werden können. Da sie sich nicht für die Häufigkeit einer Form interessieren, ist die Analyse eines Korpus nach vielen Generativisten, besonders in den frühesten Phasen dieser Forschungstradition, entbehrlich. In den letzten Jahren wurden zwar annotierte elektronische Korpora auch in der diachronen generativen Syntax erstellt (vgl. Lightfoot 2002c: 8–9; Jonas et al. 2012: 2), aber meistens nur von verschiedenen Sprachstufen germanischer und romanischer Sprachen, deren Geschichte bekannter ist als bei anderen Sprachen, und die deswegen auch zuverlässigere Primärdaten bieten können.

### 1.2.3 Syntax im Funktionalismus und in der Sprachtypologie

Der generativen Forschungstradition stehen der Funktionalismus und die Typologie gegenüber, nach denen die primäre – wenn auch nicht einzige<sup>4</sup> – Funktion der Sprache Kommunikation ist. Deswegen ist die Syntax laut Funktionalisten und Typologen nicht unabhängig vom Gebrauch, sondern

---

<sup>4</sup> So z. B. Hagège: „*Like every human activity, Lb [= Language Builder; hinzugefügt] is not exclusively goal-directed: besides meeting the need for communication, it also fulfils an aspiration for intellectual and aesthetic self-accomplishment, which defines human societies no less than communication*“. (1993: 40) Andere Ziele als Kommunikation und Ausdruck von Gedanken können wir auch bei einigen Belegen der alten idg. Sprachen feststellen, wie z. B. bei den altpersischen Inschriften der Achämeniden, die oft auf unzugängliche Klippenwände geschrieben wurden und deswegen nicht eigentlich dazu gedacht waren gelesen zu werden; nach Schmitt (2000: 30) hatten sie eher eine Abbildungsfunktion.